

Die
B r i e f t a f c h e.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung:
„Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonnabend

— No. 1. —

den 5. Januar 1828.

Schreibfeder, M u ß e n.
(Altdeutscher Reim.)

Die Feder giebt zwar wenig heuer,
Doch kann sie noch wol werden theuer.
Neid, Hoffarth, Pracht und Uebermuth,
Gewinnen selten großes Gut.
Die Feder, ob sie gleich veracht,
Muß man doch haben Tag und Nacht.
Die Feder ist ein edler Schatz,
Fliegt stets empor, behält den Platz.

Zwei Jahre in Konstantinopel und Morea.

So eben ist zu Paris von einem Bgling (élève interprète) des Dolmetschers der französischen Gesandtschaft zu Konstantinopel, Herrn M. C. D., unter obigem Titel ein Werkchen erschienen, welches sich mit der Schilderung jener Residenz und der Insel Morea beschäftigt, und interessante Mittheilungen über den Herrscher der Osmanen, die Janitscharen, die neuen Truppen, Ibrahim Pascha, Soliman Bey u. s. w. giebt, aus dem wir einige bemerkenswerthe Stellen hier ausheben.

Konstantinopel, sagt der Verfasser, durch einen breiten Arm des Meeres in zwei verschiedene Theile getheilt, scheint bei dem ersten Anblick zwei große Städte zu bilden. Zur Linken, am Eingange des Hafens, wird man die türkischen Quartiere der Stadt gewahr, zur Rechten erheben sich amphitheatralisch die Vorstädte, welche die Raja's und Franken bewohnen. Unter Raja's versteht man Griechen, Armenier, Juden und alle diejenigen, welche dem Großherrsnn Kopfsteuer entrichten. Franken heißen alle Europäer die, unabhängig vom Sultan, in den türkischen Staaten leben.

Auf der Stelle des alten Byzanz, von Byzos, dem Anführer der Argyrer und Megarer gegründet, erhebt sich jetzt das Serail. Man sieht noch gegenwärtig die mit Schießscharten versehenen Mauern der alten Stadt. Der auf einer Anhöhe gelegene höchste Theil des weiten Gebäudes enthält geschmackvolle Lusthäuser, (pavillons) von dem Sultan und seinen Frauen bewohnt. Die andern Wohnungen sind für seine Offiziere, Diener und Garden bestimmt.

Die Sophienkirche steht unweit des kaiserlichen Palastes. Unter Constantius, Constantin's Nachfolger erbaut, wurde sie durch ein Erdbeben zerstört. In ihrer jetzigen Gestalt verdankt sie dem Kaiser Justinian ihr Dasein.

Nach der Eroberung von Konstantinopel (29. Mai 1453) machte Mahomet II. eine Moschee aus diesem christlichen Tempel. Der Sultan verrichtet gewöhnlich Freitag dort seine Andacht.

Die Straßen von Konstantinopel sind eng, unregelmäßig und die Häuser ohne Eleganz, theils von Holz, theils massiv.

Auf dem Hippodrom, einem Plage, steht ein Obelisk, den einer der orientalischen Kaiser aus Egypten hieher bringen ließ.

Die fränkischen Quartiere von Galata und Pera trennt ein großer Thurm, von Genuesern erbaut. Von der Zinne desselben hat man eine entzückende Aussicht über die Stadt. Galata ist der Wohnsitz der fränkischen Kaufleute. Es befinden sich in dieser Vorstadt drei christliche Kirchen. Pera dient den fremden Gesandten zur Residenz, doch wohnen sie dort nur während des Winters. Die schöne Jahreszeit bringen sie theils zu Terapia, theils zu Bujukdere zu. Dies sind reizend gelegene Örter an dem Ufer des europäischen Bosporus, bei seinem Einfluß in das schwarze Meer. Pera ist der glänzendste und lebhafteste Theil Konstantinopels.

Der Verfasser hatte Gelegenheit der Audienz beizuwohnen, welche dem niederländischen Gesandten bewilligt ward. Am dem Tage, sagt er, welcher demselben bestimmt wurde um sein Beglaubigungsschreiben zu übergeben, (der französische Gesandte, Graf Guilleminot, hatte dies bereits gethan) wurde ihm eine Eskorte von drei- bis vierhundert Mann Truppen zugesandt. Sie stellten sich um fünf Uhr des Morgens vor seinem Hotel auf, und bildeten die Spitze des Zuges. Darauf kamen der Gesandte, dessen Sekretäre, Dolmetscher und die angesehensten Kaufleute seiner Nation; sämmtlich zu Pferde.

Der Gesandte hatte die Güte, zu dieser Feierlichkeit den Verfasser einzuladen. Als der Zug an dem Meerestufer angelangt war, bestiegen die Fremden schön geschmückte Tschaken (eine Art Gondeln), und schifften zu dem türkischen Quartiere hinüber.

Der Topdyschi-Pascha, Chef der Artillerie, und einige Palastoffiziere des Großherrn, empfingen den Gesandten am jenseitigen Ufer. Reich aufgeschirrte Pferde erwarteten sie hier, auf denen sie nach dem Serail ritten, wo sie einen Kiosk zu ihrer Aufnahme bereit fanden.

Einige Augenblicke nachher erschien der Großvezier, erster Minister des Sultans. Er ließ sich auf einen großen Divan nieder; in seiner Nähe befanden sich der Mufti, und der Aga-Pascha und Kutschuk-Pascha zweier asiatischen Provinzen. Das Ceremonienmal wurde in dem nämlichen Kiosk aufgetragen, wobei wir, fährt der Verfasser fort, sechs Stunden hindurch stehen mußten, den Gesandten ausgenommen, der bei dem Eintritt des Großveziers die Erlaubniß erhielt, sich zu setzen.

Die Schlüssel standen auf Tabourets, um welche herum wir gestellt wurden. Am jeder der kleinen Tische machte ein Minister oder ein vornehmer Palastbeamter die Hommages. Zuerst servirte man Pilaw, den wir mit Löffeln von Schildpatt aßen. Zu den andern Speisen, mußten wir, nach dem ökonomischen Gebrauch der Orientalen, unsere Finger zu Hülfe nehmen. Das Gastmal bestand übrigens aus acht bis zehn Gängen und jeder Gang wurde auf einem Untersatz (plateau) aufgetragen. Raum aber hatten wir eine Schüssel gekostet, so wurde auch der ganze Gang

wieder hinausgetragen. Nach dem Kaffee begaben wir uns in einen der Höfe des Serail, wo man die Geschenke Seiner Majestät des Königs der Niederlande für den Sultan aufgestellt hatte. Hier mußten wir unsere Waffen ablegen und uns mit langen und weiten Pelzen bekleiden, welche uns an der Thür des ersten Vorssaales dargereicht wurden. Zwei Palastoffiziere fasten jeden von uns bei beiden Armen — um uns zu führen. Nichts Herrlicheres, nichts Reicherer und Schöneres kann man sehen als die Säle durch welche wir bis zu dem Gemach des Großherrn gingen. In dem ersten befanden sich die Jochglans oder Pagen. Ihr Kostüm ist sehr prachtvoll. In den übrigen Sälen erblickten wir eine große Anzahl Offiziere und einen Schwarm weißer Verschnittenen, bartlos, blaß und runzlicht. Endlich führte man uns zu dem Großherrn hinein. Er saß in einem Zimmer, das mit den kostbarsten Cachemir-Tapeten verziert war, mit untergeschlagenen Beinen auf einem mit Juwelen bedeckten Thron unter einem eben solchen Baldachin. Seine Hoheit trug einen Pelz von grünem Stoff mit russischem schwarzen Fuchs verbrämt. In dem Gürtel steckte ein mit Brillanten besetzter Dolch, und eine Agraße, gehalten durch eine Rose von Edelsteinen, schmückte den prächtigen Turban. Mahmud ist ein großer, wohlgewachsener Mann. Seine Züge sind hart, er hat ein lebhaftes Auge, einen festen Blick, eine stolze und imposante Haltung. Bei unserm Eintritt in das Audienz Zimmer würdigte er uns keines Blicks. Nur als man ihm anzeigte, daß der Gesandte des Königs der Niederlande ihm seine Ehrfurcht beweisen wolle, schien ihn seine Zerstreuung zu verlassen, und er nickte ein wenig mit dem Haupt.

Hierauf hielt der Gesandte seine Anrede in französischer Sprache, welche der Großvezier dahin beantwortete, daß Seine Hoheit erfreut wären über die Freundschaft der Niederlande, und geneigt wären, sie sich zu erhalten. Während der Audienz, welche drei Minuten dauerte, hielten uns unsere Führer ganz fest bei den Armen und führten uns dann zur Thür. Wir kehrten nunmehr nach Pera zurück.

Die Türken haben keine Hochachtung für andere Nationen. Sie sind anmaßend, aber Diebe und Verräther findet man selten unter ihnen. Ohne sie einzubüßen kann man immerhin seine Uhr oder Börse in einem Kaffeehause oder andern öffentlichen Orte liegen lassen. Der Verfasser hat dies selbst erfahren.

Die türkischen Rosenkränze haben 99 Kugeln. Je nachdem man eins derselben durch die Hand gleiten läßt, nennt man eine Eigenschaft Gottes. Bei dem hundertsten, das größter ist als die andern, spricht man Allah (Gott). Ein Türke bringt ganze Tage damit zu, die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Hand laufen zu lassen. Doch versäumt er dabei nicht, die Kaffeehäuser und die Moscheen zu besuchen.

Selten bemüht sich ein Dmiane um Ehrenstellen. Vielleicht, sagt der Verfasser, ist der Grundsatz dieser Mäßigung zu bedauern. Täglich sieht er die Reichen und Mächtigen erdroffeln und berauben. Wie sollte er sich also dergleichen gefährliche Vorzüge wünschen; daher lebt er lieber, um dem Schwert und der Plünderung zu entgehen, in unmerkter Zurückgezogenheit.

B e k e n n t n i s s .

(Aus: Neue Kunenblätter von F. L. Fahn. Naumburg, 1828.)

Das auf Erden waltende Gesetz der ewigen Weltordnung geht seinen raslosen Entwicklungsgang und läßt sich nicht stören, nicht hemmen, nicht irren, noch verwirren. Begebenheiten sind niemals Mackwerke und Ereignisse, kein Wirkniß des Zufalls, noch der Aufwallung einiger Sonderleute.

Nicht alle Leute begreifen die Zeit, in welcher sie ihren irdischen Zeitraum aus dem Dasein zum Leben gestalten sollen. Zwar obliegt jedem einzelnen Berufswesen ein eifriges Ringen nach Selbsterkenntniß, ein Suchen nach Wahrheit, ein Streben nach Recht, und Besserwerden und Bessermachen sind die heiligsten Pflichten unseres Gottesdiums. Unmöglich kann es doch ein Verbrechen seyn, wenn eine große Gesamtheit sich bemüht, über ihr Seyn und Wesen zur Klarheit zu kommen. Ungerechter Weise ist der neuern Zeit der Vorwurf gemacht: „daß sie sich heut zu Tage um Politik bekümmert.“

Was man in Deutschland wälschföchtig „Politik“ nennt, ist im wahren Sinne des Wortes: die Kunde, Lehre und Wissenschaft von Allem, was dem Vaterlande frommt. Solche Erkenntniß ist für keinen Bürger verwerflich und für den Staat niemals gefährlich. Das Zeitalter ist allerdings anders geworden. Die französische Umkehr hat nach Mirabeau's Weissagung die Wunde um die Erde gemacht. Jetzt kann sich kein Volk mehr, auf gut Chinesisch und Japanisch, von aller Weltverbindung lösen und in seiner Landesklausur klostern und einsiedlern. Die Zeitereignisse auf der Einen Halbkugel werden auch auf der Andern als Begebenheiten empfunden. Das Papiergeld als leichteres Ausgleichungsmittel, gegen die eisernen, ehernen, silbernen und goldenen Wechselalter, hat einen ganz andern Welthandel hervorgebracht. Der Reichthum haftet nicht mehr an der Scholle und der Schatz ist nicht mehr im Grund und Boden verborgen. In die Briestafche wird das neue Vaterland gepackt und jede Börse wird sein Jerusalem. So treibt jeder, der Pfandbriefe besitzt und Staatsschuldscheine, mit der Politik sein Gewerbe.

Wer bereits einige Jahre seines Daseyns gelebt hat und nicht ganz am Vergessniß leidet, wird sich ohne sonderliche Mühe entsinnen, wie sehr sich Man-

ches bei seinen Lebzeiten veränderte. In dem Menschenalter von 1789 bis 1819 freisen denkißschwangere Jahre. In alten Zeiten glaubten gewisse Leute: Alle Jahrseven bekäme der Mensch einen vollständigen neuen Leib; der alte habe sich inzwischen ganz weggelebt nach Fleisch und Haut; aber unmerklich sey der Ergänzungslieb hinzugewachsen, ohne daß der Leib ein Leichnam geworden. Diesem Bilde Nebeliches hat sich in unsern Tagen ereignet. Das wollen aber auch gewisse Zweifler nicht Wort haben und fragen höhnisch: „Wo ist die neue Zeit? Wo ist der Zeitgeist?“ (Beschluß folgt.)

Aehrenlese auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst.

Der bekannte Geschichtschreiber Aventinus erzählt, daß der türkische Kaiser von den Zusammenkünften der Deutschen zu sagen pflege: „Sie (die Deutschen) rathschlagen, aber ich will es thun.“

Als der Beichtvater Kaiser Ferdinand III., ein Jesuit, in Begleitung mehrerer Geistlichen dieses Ordens, dem Monarchen in weltlichen Angelegenheiten einen Vorschlag machen wollte, erwiderte der Kaiser: „gehört das, was Ihr von mir verlangt auf die Kanzel oder in den Beichtstuhl? Ihr wollt Eure Nase in Alles stecken und jederzeit mit dem einen Fuß auf der Kanzel und mit dem andern in der Kanzel stehen.“ (Möchten diese treffenden Worte von allen denen beherzigt werden, welche den Untrieben der Jesuiten Schranken setzen können, damit sie sich nicht abermals der Glauben- und Denkfreiheit bemächtigen.)

In früheren Zeiten widmeten sich auch Fürstensöhne den Wissenschaften, und verschmähten es nicht nach Ertheilung der höchsten Würden derselben zu streben. So disputirte im Jahre 1386 der junge Landgraf von Hessen auf der Universität zu Prag, um den Doktorhut in der Philosophie zu erlangen, vier Stunden hindurch öffentlich, und Kaiser Karl IV. setzte ihm mit eigener Hand einen Lorbeerkranz auf das Haupt.

A n e k d o t e .

Die Putzmacherin zu Paris, Demoiselle Berfin, verdiente durch die Erhabenheit ihrer Ideen die Bewunderung der Modedamen des verflossenen Jahrhunderts. Unsterblich ist ihr Name in den Annalen der Mode. Einst hatte sie für die Königin Marie Antoinette eine Haube verfertigt, die mit ihren Blumen, Federn, Gaze und Wandern an Höhe Alles übertraf, was man bis dahin gesehen hatte. Dennoch fand die schöne Monarchin die Haube noch nicht hoch genug und befahl, noch mehrere Verzierungen hinzuzufügen. Als nun die Stunde der Toilette erschien, sah die Königin mit Er-

staunen ihren Coëffeur mit einem Meubel in das Zimmer treten, das sie vorher niemals bei ihm erblickt hatte. Es war dies ein Fußschemel mit mehreren Stufen. Die Königin schrie laut auf, ob dieses sonderbaren Apparates. Ehrfurchtsvoll sich verbeugend trat der Haarkünstler näher und erklärte, daß er sein Geschäft nicht zweckmäßig vollenden könne, wenn er nicht Herr des Kopfsukes Ihrer Majestät sey, und wenn er nicht drei bis vier Stufen sich erhebe, vermöge er nicht die Hälfte der Höhe der Coëffure zu erreichen. Die Königin überzeugete sich unter ihrem und ihrer Umgebung herzlichen Gelächter von der Wahrheit der Sache, und willigte darin, ihren Coëffeur, so zu sagen, mitten auf ihrem Kopfe sitzen zu sehen. Das bis hieher und nicht weiter, (nec plus ultra) wie Demoiselle Vertin dieses Kunstwerk nannte, wurde darauf auf dem Haupte der liebenswürdigsten Fürstin ihrer Zeit besetzt.

Die heutigen Moden der Damen sind ein würdiges Gegenstück zu jener Anekdote. Als neulich eine junge Schöne zu Paris, in das Magazin eines der berühmtesten Modehändler dieser Hauptstadt trat, stieß sie einen Schrei der Verwunderung aus, als sie sah, daß die modernsten Hüte beinahe die Hauben der Demoiselle Vertin erreichten, indem sie von einem solchen Umfang waren, daß sie in ihrem Wagen keinen Platz fanden. „Seyn Sie deshalb ohne Sorgen, antwortete der Besitzer des Modemagazins sehr ernsthaft, ich kann Ihnen einen Wagenbauer nachweisen, welcher Wagen anfertigt, die zu meinen Hüten passen.“

Witz und Scherz.

Wissen Sie, improvisirte der Schauspieler Schmella vor Kurzem als Adam im Dorfbarbier, zu Lux seinem Prinzipal, warum die Rechnungen der Advokaten Liquidationen heißen? Liquidus, erklärte er, heißt flüssig, und da den Leuten, welche Rechnungen der Herren Advokaten bezahlen müssen, die Augen übergehen, so hat man passend gefunden, diese Rechnungen, welche Flüssigkeiten in den Augen erzeugen, Liquidationen zu nennen.

Die Holländer nennen einen lustigen Gedanken: soeten Inval (süßer Einfall.) Ein witziger Schenkswirth zu Amsterdam hatte das zu versinnlichen gesucht, und zwar mit dem besten Erfolge. Auf seinem Schilde fiel nämlich ein holländischer Matrose aus der Luft in einen Bienenkorb.

Ein deutscher Gaukler, Namens Appel, berichtet der Corsaire, ist in Paris angekommen, und wird uns, wie es heißt, das Kunststück zeigen: „einem Menschen ohne Kopf den Kopf wieder zurecht zu setzen!“ — Unter andern Kuriositäten erzählt man sich in Paris auch folgende von ihm: Ein Verbrecher in Hessen sollte geköpft werden, und hatte mit Appel vorher bedungen, daß er für ein gutes Douceur ihm den

Kopf wieder aufsetzen solle. Zufällig ward der Verbrecher erst gegen Abend geköpft; Appel versah sich in der Dämmerung und setzte dem Delinquenten den Kopf verkehrt wieder auf, das Gesicht nach hinten. Sogleich wollte er den Fehler redressiren, aber der Delinquent hielt ihn zurück, und sagte: „Laß nur, laß nur! nun kann ich mir meinen Kopf künftig allein machen!“

Tages-Kronik der Residenz.

Der vielen Lobgedichte die über das Haupt der Demoiselle Sontag geschüttet wurden, der Blumen- und Lorbeerkränze, die auf sie herabregneten, der Festlichkeiten, die für sie veranstaltet wurden, wollen wir nicht ausführlich erwähnen; sie verstehen sich von selbst. Doch spricht man auch von reichen, huldvollen Geschenken, welche die Sängerin mehr als alles Uebrige mögen erfreuet haben. Wir können nur sagen: Gott sei Dank, daß sie fort ist, und daß man nun doch endlich einmal wieder von etwas Anderem sprechen hört und von etwas Anderem reden darf als von einer kleinen, hübschen, höchst talentvollen, lieblichen, liebenswürdigen Sängerin. Doch wird ihre Gegenwart bald genug vermißt werden, denn Herr Ritter Spontini ist wieder von München heimgekehrt, und nach jenen zarten, freundlichen Klängen bricht nun wieder der bachantische Opernsturm herein, der sich schon in einer zweifachen Ausführung der Olympia hat hören lassen. Die Gluckschen und Mozartschen Opern werden nun gewiß ruhen. Doch wird es dem Publikum an Unterhaltung nicht fehlen. Denn ein schon seit einem Jahre projektirtes Unternehmen, die Errichtung einer französischen Bühne, scheint jetzt endlich zur Ausführung kommen zu sollen. Ein Personal von vierzehn Mitgliedern hat sich zusammengesunden und fordert zu Abonnements auf. Zehnmal soll monatlich im königlichen Schauspielhause gespielt und mit Lustspielen, Vaudevilles und leider auch Melodramen abgewechselt werden. Wir wünschen dem Unternehmer das beste Glück, denn auf welcher Kunststufe diese Gesellschaft auch immer stehen mag, so werden unsere Schauspieler von ihr doch wenigstens die Ehrfurcht vor Publikum und Kunst lernen können, um denn aufzuhören in bequemer Gleichgültigkeit, mit glücklich erlangter Routine, wie es eben gehen mag, zu dem Publikum hinunter zu schwanken und zu schreiten, und in sicherer Sorglosigkeit, da die Aussicht auf lebenslängliche Pension durch den Kontrakt ja unumstößlich fest steht, kein Majestätsverbrechen gegen die Kunst mehr zu scheuen. Auch das Theater der Königsstadt sucht alles hervor, das Publikum zu sich heranzuziehen. Leider ist aber Herr Angely der Hauptverfertiger vieler dort aufgeführter Poffen.

(Beschluß folgt.)